

Sterben in Zeiten von Corona

Täglich wird in den Medien über die neuen Opferzahlen informiert. Wie die Gesellschaft inmitten der Pandemie mit Sterben und Tod umgeht, wirft viele Fragen auf.

Pauline Voss

Im Mai vergangenen Jahres hätte der Bruder von Lisbeth Wyss (Name geändert) pensioniert werden sollen. Er hatte sich entschieden, die Rente um ein Jahr vorzuziehen. Ende März 2020 bekam er plötzlich Fieber. Der Arzt sagte, er solle sich ins Bett legen, viel trinken. Abwechselnd kümmerten sich die Tochter und die Ehefrau um ihn. Als sie eines Nachts merkten, wie verwirrt er war, brachten sie ihn ins Spital.

Dort wurde er negativ auf das Coronavirus getestet, kam auf eine normale Station. Kurz darauf wurde er noch einmal getestet, diesmal mit positivem Resultat. Wenige Tage später war er tot.

Lisbeth Wyss hat all das nur aus der Ferne mitbekommen. Sie lebt in Zürich, die Familie ihres Bruders im Kanton St. Gallen. In jener Woche hatte sie per SMS Kontakt mit der Ehefrau ihres Bruders, die aber völlig durcheinander war. Die Ehefrau durfte ihren Mann einmal im Spital besuchen, von einem zweiten Besuch rieten die Ärzte ab: Der Anblick sei «zu schlimm». Als feststand, dass Wyss' Bruder mit Sicherheit behindert bleiben würde, entschied die Familie, die lebenserhaltenden Massnahmen nicht weiterzuführen. Lisbeth Wyss hat ihren Bruder vor dem Tod nicht mehr gesehen. Ihre Freundinnen haben ihr kondoliert. «Dann war es für sie abgehakt», sagt sie. «Aber so ist es doch im Leben.»

Gegen alle Risiken abgesichert

Wie es ist und wie es sein sollte im Umgang mit dem Tod, darüber wird debattiert, seit die Pandemie die Todeszahlen zu einem entscheidenden politischen Faktor gemacht hat. Auch im Kanton Zürich beschäftigt viele die Frage, ob die Covid-19-Opfer und die wirtschaftlichen Folgen der Pandemiebekämpfung gegeneinander aufgerechnet werden dürften. Der Pfarrer Thomas Plaz aus Winterthur hat schon viele Corona-Tote beerdigt. Besonders problematisch fand er, dass in den ersten Monaten der Pandemie viele Sterbende nicht noch einmal besucht werden konnten.

Plaz fragt sich, ob wirklich «zu viele» Menschen an Corona sterben oder ob sie

nicht eher «zu früh» sterben. Schliesslich sterbe jeder irgendwann. «Der Tod ist eine entscheidende Lektion», sagt er. «Die Pandemie rückt ihn wieder in die Mitte des Lebens. Wir haben jüngst ein verkrampftes Verhältnis zum Tod entwickelt in unserer zivilisierten Welt, in der wir gegen jedes Risiko abgesichert sein wollen.» Plaz steht mit seiner Meinung innerhalb der Kirche nicht allein da: Der Theologe Peter Ruch warnte Anfang Jahr in der NZZ davor, die Langzeitfolgen des Lockdowns zu unterschätzen, da sie die Lebenserwartung der jüngeren Generationen negativ beeinflussen könnten. Er wies darauf hin, dass «niemals Menschenleben, sondern stets Lebensjahre gerettet werden». Tatsächlich liegt der Bruder von Lisbeth Wyss mit 64 Jahren unter dem Median der Covid-19-Opfer in der Schweiz. Im Kanton Zürich sind bisher mehr als 1200 Personen an oder mit Sars-CoV-2 gestorben, die meisten von ihnen waren über 80 Jahre alt.

Fast täglich sehen wir die neuen Todeszahlen über den Fernsehbildschirm flimmern. Was aber bedeutet es, wenn plötzlich eine dieser Ziffern für einen Menschen aus der eigenen Familie steht? Wie fühlt es sich für die Angehörigen an, wenn sie hören, dass «nur die Alten» stürben? Davon kann die Zürcherin Pia Burkart erzählen. Im Dezember starb ihre Mutter im Alter von 96 Jahren an Covid-19. Einige Wochen später erwähnte Burkart dies gegenüber einem Kollegen. Er drückte daraufhin nicht sein Beileid aus. Seine erste Frage war: «Wie alt war Ihre Mutter denn?» Als Burkart das Alter nannte, habe er geantwortet: «Ja, dann . . .» Immer wieder hört sie diese Fragen: Wie alt war die Mutter? Hatte sie Vorerkrankungen? «Ich verstehe sogar, dass die Leute den Tod meiner Mutter relativieren wollen. Sie haben Angst und wollen sich selbst versichern, dass ihr eigenes Risiko geringer ist und sie sich darum mit anderen treffen dürfen.»

Burkarts Mutter sprach schon seit zwanzig Jahren vom Sterben. Sie musste sich früh mit dem Tod auseinandersetzen: Nach dem Zweiten Weltkrieg litt sie an Tuberkulose, später folgten mehrere Operationen. Seit über zwanzig Jahren lebte sie mit einem Bypass, überstand im hohen Alter einen Rippenbruch und eine Blutvergiftung. Nach jeder überstandenen Krankheit sagte sie: «Ich geh jetzt noch nicht gerade.» Damals, erzählt Burkart, sei es für sie und ihre Schwester schwer zu ertragen gewesen, wenn die Mutter über den Tod gesprochen habe. «Aber irgendwann beschlossen wir, dass es unfair ist, wenn wir das Thema abblocken.» Die Mutter sagte, sie wolle nicht allein sein, wenn sie sterbe. Und dass sie nicht so ein Tamtam um ihre Beerdigung machen sollten. Ein Wunsch, der schliesslich wegen der strengen Corona-Vorschriften erfüllt werden musste.

In der Familie von Pia Burkart gab es in den letzten Jahren viele Todesfälle: Vor sieben Jahren starb ihr Vater an Krebs, auch ihre Schwiegereltern und junge Familienmitglieder verlor sie. «Der Tod war immer präsent.» Darum erscheinen ihr Sätze wie jener des St. Galler Regierungspräsidenten und Gesundheitsdirektors

Bruno Damann (cvp.) so absurd. Damann hatte im Oktober letzten Jahres gegenüber dem «St. Galler Tagblatt» gesagt: «Unsere Gesellschaft hat verlernt zu sterben.» Burkart entgegnet: «Der Tod ist nicht für die Trauernden ein Tabu, sondern für diejenigen, die nicht betroffen sind.»

Aktivisten wollen aufrütteln

Wenn es um die Corona-Toten geht, wird Simon Gehren emotional. Der Jurist aus Zürich sagt: «Dass gerade die Politikerinnen und Politiker fast keine Worte über die vielen Todesfälle verlieren, erschüttert mich.» Er selbst hat keine Angehörigen durch die Pandemie verloren, und dennoch sei es ihm ein «tiefes Bedürfnis», der Toten zu gedenken. Zusammen mit dem Naturwissenschaftler Roman Bolliger hat er darum im November angefangen, Mahnwachen zu organisieren: Für jeden, der durch Covid-19 verstorben war, stellten sie eine Kerze auf. Kurz vor Silvester brannten fast 900 Kerzen auf der Gemüsebrücke. Auch auf dem Bundesplatz in Bern und in anderen Kantonen haben Mitstreiter ihres Bündnisses Mahnwachen abgehalten.

Gehren appelliert an die «humanitäre Tradition» des Landes. Er und Bolliger sehen ihre Aktionen auch als Weckruf. Gehren sagt: «Wenn wir die Trauer zulassen, setzt das Kräfte frei. Erst dann merken wir, dass wir etwas ändern können, und schöpfen Hoffnung.» Inzwischen sind so viele Menschen gestorben, dass es immer aufwendiger wird, genügend Kerzen herbeizuschaffen. Und auch die Pandemieregeln des Bundes werden zunehmend zum Hindernis. Weil die Aktivisten die geltenden Regeln sehr ernst nähmen, könnten sie höchstens zu fünft arbeiten, sagt Gehren. Trotz dem hohen Aufwand gelang es ihnen vor einer Woche, mit einer Bewilligung der Behörden in Bern erneut eine Mahnwache abzuhalten.

Was Covid-19 für die Betroffenen bedeuten kann, das hat auch die Zürcherin Monika Annen erlebt. Im November starb ihr Vater 82-jährig in einem Spital im Kanton Schwyz. Sie beschreibt ihn als geselligen, humorvollen Mann. Er war Schreiner mit einer Leidenschaft fürs Theater: Viele Jahre lang baute er das Bühnenbild des Dorftheaters. Durch den Holzstaub bekam er einen Hirntumor, musste sich einer Chemotherapie unterziehen. Zwanzig Jahre lang lebte er mit dem Tumor, der ihn kaum beeinträchtigte.

Schreie durchs Telefon

An einem Wochenende im Herbst 2020 bekam Annens Vater Fieber und Atembeschwerden. Schliesslich wurde eine Lungeninfektion diagnostiziert. Regelmässig riefen seine vier Kinder ihn im Spital an. Er sagte, er könne bald nach Hause kommen. Doch dann hob an einem Samstag niemand mehr ab. Mehrmals

probierten sie, ihn zu erreichen, schliesslich war eine Krankenschwester am Hörer. Den Vater hörte man im Hintergrund schreien. Er wurde auf die Covid-19-Station verlegt, durfte weiterhin nicht besucht werden. Drei der Geschwister nahmen das hin, doch Annens Bruder akzeptierte es nicht: «Ich will kein Trauma», sagte er. Nach Diskussionen mit der Pflegeleitung wurde entschieden, dass zwei Personen pro Tag eine halbe Stunde zum Vater dürften. «Vielleicht erkannte mein Bruder die Situation klarer, weil sie ihm vertraut war: Er hatte wenige Monate zuvor seinen Schwiegervater in den Tod begleitet.»

Also legte Monika Annen Haarschutz, Mantel, Brille, Schutzmaske, Handschuhe an und betrat das Krankenzimmer des Vaters. Einmal sah er aus, als würde er schlafen. Ein andermal riss er sich die Sauerstoffmaske vom Gesicht, hatte Krämpfe und Atemnot. «Es war ein Auf und Ab im Halbtagesrhythmus.» Bei Annens drittem Besuch bekam der Vater bereits hohe Dosen Morphin gegen die Schmerzen. Er konnte sie noch wahrnehmen, sprach leise vor sich hin, schlief schliesslich ein. Als sie den Raum verliess, wusste sie, dass es ihr letzter Besuch gewesen sein würde.

Nach dem Tod konnten die Geschwister den Vater noch einmal sehen. «Der Kampf war aus seinem Gesicht gewichen. Er schien jung. Ruhig. Und irgendwie schön.»

Die «Wucht dieser Krankheit», wie Annen es ausdrückt, ängstigt auch jene, die sie nicht selbst miterlebt haben. Bei der Sterbehilfeorganisation Exit gingen im letzten Jahr immer wieder Anrufe von älteren Menschen ein, die darum baten, im Fall einer schweren Covid-19-Erkrankung eine Freitodbegleitung zu bekommen, um nicht langsam zu ersticken. Der Exit-Vizepräsident Jürg Wiler erklärt, dass seine Organisation hierfür jedoch nicht zuständig sei, weil die Palliativbetreuung zum Zug komme.

Auch mit dem Thema Patientenverfügungen befassen sich nun deutlich mehr Menschen: Im letzten Jahr habe man etwa vierhundert Patientenverfügungen mehr als sonst hinterlegt, sagt Wiler. «Viele wollen sicherstellen, dass sie nicht künstlich beatmet werden.» Die älteren Menschen fürchteten sich vor der langen Rekonvaleszenz und vor Folgeschäden.

Seit einiger Zeit meldeten sich bei Exit zudem immer mehr Personen, die eine Corona-Infektion relativ gut überstanden hätten, bei denen seither jedoch Grunderkrankungen wie Demenz rapide vorangeschritten seien. Manche, die unter Folgeschäden von Covid-19 und Intubation litten, erwögen sogar einen begleiteten Suizid. Gleichzeitig setze die Isolation in Heimen manchen betagten Menschen so sehr zu, dass sie «zusehends lebensmüde» würden, erzählt Wiler. Grundsätzlich habe man jüngst mehr Anfragen von psychisch kranken Menschen verzeichnet.

Lisbeth Wyss, deren Bruder im Frühling verstorben ist, denkt ebenfalls darüber nach, welche medizinische Behandlung sie erhalten möchte, falls sie an Covid-19 erkrankt. Kürzlich hat sie im Bekanntenkreis von jemandem gehört, der seit einer Infektion auf Sauerstoffversorgung über die Nase angewiesen ist. Wyss überlegt, ihre Patientenverfügung zu erweitern. Ein Pflegefall will sie auf keinen Fall werden.

Beerdigung auf Abstand

Auch nach dem Ende der medizinischen Behandlung beherrscht das Virus den Umgang mit dem Tod: Es verändert das Trauern. Wyss durfte bei der Beerdigung ihres Bruders niemanden umarmen, sass zwei Stühle von ihrem anderen Bruder und dessen Partnerin entfernt. Noch heute besuchten sich die Verwandten wegen der Corona-Einschränkungen nicht, erzählt sie. «Man kann einander nicht beistehen.»

Wenn sie heute die Frau ihres verstorbenen Bruders anruft, will diese nicht über den Tod ihres Mannes reden. Lisbeth Wyss ist die Einzige in der Familie, die über emotionale Themen spricht. Ihr anderer Bruder hat seit dem Todesfall panische Angst, verkriecht sich zu Hause. Sie selbst ist nicht mehr so vorsichtig wie im ersten Lockdown vor knapp einem Jahr. Sie lebt allein, nimmt sich das Recht heraus, andere zu treffen: «Ich will raus, ich will keine Ängste haben.» Auch ihre Enkelkinder sieht sie jetzt wieder öfter, umarmt ihre Töchter. «Sonst kommt man ja in die Psychiatrie», sagt sie. «Lieber sterbe ich an Corona.»